Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Briefe eines Landmannes über Seuchen und Krankheiten des Hornviehes, und ü
ber Fütterung und Pflege desselben an seinen Freund in ...

Frankfurt am Mayn 1797

A.vet. 15 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10252113-0
VD18 14216647

A. vet.
15
m

Vet. in 8° 5

Spectamus, quae coram habentur.

Tacitus.

Ex libr. Custodis Roth.

Briefe

eines Landmannes

über

Seuchen und Krankheiten des Hornviehes,

und über

Fütterung und Pflege desselben,

an

seinen Freund in E**

Ecce autem duro fumans sub vomere taurus
Concidit et mixtum spumis vomit ore cruorem,
Extremosque ciet gemitus: it tristis arator,
Moerentemque abjungens fraterna morte juvencum,
Atque opere in medio defixa relinquit aratra.

VIRG. Georg. III.

Frankfurt am Mayn,

1797.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erster Brief.

Den 12. Wintermonats, 1796.

Lieber Freund!

Sie halten es also für eine ausgemachte Sache, daß ein giftiger Thau die Ursache der dermaligen Viehseuche sey. So gerne ich auch sonst mit Ihnen einstimme; so muß ich Ihnen doch dießmal meinen Beyfall versagen. Die Menschen pflegen gar zu gern die Natur zu beschuldigen, und ihr die Uebel beyzumessen, wovon sie selbst die erste Grundursache sind. Sie machen es hierinn nicht besser als diejenigen, die alles Uebel für Strafe Gottes ansehen und blos zu geistlichen Mitteln ihre Zuflucht nehmen.

Ich will mich dermal in keinen ausführlichen Streit einlassen, ob es giftige Thaue gebe, wodurch eine Viehseuche entstehe. Indessen ist mir doch dieß bedenklich, daß in einigen Gegenden bisher nie eine Hornviehseuche war, während sie sich in andern sehr oft äußerte. Fallen denn die giftigen Thaue nur in einigen Gegenden, in andern aber nie? Ich bin überzeugt, daß die Schaafe häufig krank werden und sterben, wenn sie zu unrechter Zeit und oft im Thaue gewendet werden. Dieß mag aber gar wohl ohne Gift, und blos durch die Nässe des bethauten Futters, die für die Schaafe höchst verderblich ist, geschehen. Ich lasse meine Schaafe schon seit 20 Jahren in den heißen Sommertagen immer im Thaue weyden, und sie blieben des ohngeachtet gesund, welches vermuthlich daher rühret: weil die große Tageshitze und die anhaltende Trockenheit die Nässe des Thaues absorbirt und unschädlich machet. In den heißen Sommertagen können die Schaafe von 9 Uhr Morgens bis Abends um 5 Uhr vor Hitze im freyen Felde nicht weyden; wie sollten sie sich also satt fressen,

wenn

wenn sie vom Thaue abgehalten werden müßten? Die Natur hat für die Schaafe gesorget, und machet den Thau durch Hitze und Trockenheit unschädlich. Im Frühling und Herbste behalte ich meine Schaafe während dem Thaue im Stalle, denn er würde ihnen, wie Nebel und Regen, und alle Nässe überhaupt, schädlich seyn. Man hat auch nicht Ursache, zu dieser Zeit die Schaafe im Thaue weyden zu lassen; denn da bey Tage keine große Hitze ist, so können sie sich doch immer satt fressen.

Ich glaube daß das Gift, welches nach einiger Zeit die Thiere tödten soll, vorzüglich die Pflanzen selbst, auf welche es durch den Thau unmittelbar fällt, und die ganze Nacht und früh Morgens darauf liegen bleibt, zerstören, oder wenigstens sehr sichtbar beschädigen müßte. Wie wäre es möglich, daß ich und viele tausend Menschen diese Zerstörung oder allgemeine Beschädigung der Pflanzen nicht wahr genommen hätten?

Man will den giftigen Thau dadurch beweisen, daß man an Gräsern braune Flecken beobachtet hätte. Ein anderer Oekonom behaup-

tet, daß in den Kleeblättern unzählige kleine Löcher gewesen wären welche der giftige Thau nach seiner Meynung durchgefressen hätte. Die Wirkungen des giftigen Thaues waren also sehr verschieden; er machte braune Flecken und die kleinsten Löcher durch die Blätter, die übrigens grün blieben, und so aussahen, als ob sie mit einer Nadel durchstochen wären.

Daß dieser Oekonom unrecht habe, werde ich nicht erst beweisen müßen; denn diese Löcher rühren offenbar von Insekten her. Es ist auch nicht wahrscheinlich, daß die braunen Flecken vom giftigen Thaue entstanden, denn da die Pflanzen vom Thaue ganz naß zu seyn pflegen, so müßten sie auch ganz braun seyn, wie man an den Bäumen beobachtet die vom Honigthaue gelitten haben. Dergleichen braune Flecken habe ich fast alle Jahre wahrgenommen, ohne daß darum eine Seuche war. Die braunen Flecken an den Blättern entstehen also auch von Insekten, welche in dieselben ihre Eyer legen oder von einer allzu langen Trockenheit und großen Hitze. Meine Spalierbäume welche gegen Norden oder Westen an

einer Mauer, wodurch der Regen abgehalten wird, stehen, haben bey trockenen Jahrgängen oft braune Flecken an den Blättern, welche man an andern Bäumen nicht beobachtet.

Das Gift der Thaue werden Sie, mein Bester, nicht durch den sogenannten Hönigthau beweisen können; denn Sie müßten zuvor beweisen, daß der Honigthau aus der Luft komme, und nicht von den Bäumen selbst ausgeschwitzet werde. Ich weis wohl, daß es Leute giebt, welche sich einbilden, daß sie den Honigthau hätten fallen gesehen. Allein dieses Vorgeben ist zu unwahrscheinlich, und das Aug zu betrüglich, als daß man diese Behauptungen nicht bezweifeln sollte. Ich habe einen Pflaumbaum an der Mauer, neben welchem ein Pfirschigbaum steht, dessen Aeste und Zweige zwischen jenen des Pflaumbaumes gewachsen sind. Alle Zweige und Blätter des Pflaumbaumes waren voll Honigthau, aber an dem Pfirschigbaum konnte man nicht das Geringste davon wahrnehmen.

Nach der Lage der Zweige der beyden Bäume wäre es unmöglich gewesen, daß nicht

auch einige Blätter des Pfirschigbaumes mit Honigthau bedeckt seyn sollten, wenn derselbe aus der Luft gefallen wäre.

Man erzählet von einem sächsischen Hirten, dessen Heerden vorhin oft durch den auf die Weyden gefallenen Honigthau zu Grunde giengen, daß er allezeit am Abend seinen Stab in die Wiesen hinwerfe, und den andern Tag seine Heerde nicht austreibe, wenn er an dem Stabe einen Honigthau bemerket. Allein ich halte dieß für eine Fabel, oder für eine Großsprecherey des Hirten. Wenigstens habe ich viele hundertmal die Zäune und Hölzer die von ohngefähr in den Wiesen liegen, früh Morgens besichtiget, aber nie einen Honigthau bemerken können.

Die Liebhaber der Stallfütterung und einige Gelehrte, welche alles Weyden des Viehes verwerfen, maßten anfangs die Viehseuche der Weyde bey. Allein in mancher Stadt ward das Vieh, das Jahr lang nicht aus dem Stalle kam, zuerst von der Seuche ergriffen. Man suchte also den Ursprung des Uebels nicht mehr in der Weyde überhaupt, sondern im giftigen Thaue wovon auch das Stallvieh ange-

steckt würde, wenn man das grüne Futter früh Morgens mähet. Ich könnte dagegen einwenden, daß die Pflanzen, auf welchen das Gift die ganze Nacht und noch Morgens liegt, dadurch, daß man sie um eine Stunde später mähet, vom Gifte kaum mehr werden befreyet werden können, welches um so wahrscheinlicher ist, wenn der giftige Thau auf den Pflanzen, welche einige Tage länger stehen bleiben, braune Flecken oder gar Löcher zurück läßt. Ich könnte behaupten, daß das Gras oder der Klee durch das Mähen, Rechen, Aufladen und Abladen, wozu bey großen Oekonomien zwo Stunden erfoderlich sind, von dem meisten Thaue befreyet werde, und daß sich also die Seuche bey dem Stallviehe besonders in den Städten wo das grüne Futter wegen der Lage und anderer Geschäfte insgemein spät eingebracht wird, viel weniger oder später als bey dem Weydviehe hätte äußern sollen, wovon sich aber in manchen Orten gerade das Gegentheil gezeiget hat; denn das Stallvieh war dort und da schon an der Seuche krank, während das Weydvieh noch gesund war.

Zu Lohkirchen, wo das Vieh wie in der ganzen Nachbarschaft auf das Moos in die Weyde getrieben wird, ist dasselbe noch bis heutiges Tages gesund, während all übriges in den benachbarten Orten schon gefallen ist. Eben so ist es zu Haunstetten im Oberlande. Bey Geisenfeld ist eine Dorfschaft, welche ihr Vieh geflissentlich Tag und Nacht auf der Weyde ließ, und dasselbe wenigst länger als in der Nachbarschaft gesund erhielt. Ich glaube zwar nicht, daß diese Ortschaften wegen des beständigen Weydens von der Seuche frey bleiben, sondern es wird sie das allgemeine Unglück wie ihre Nachbarn ebenfalls noch treffen. Indessen erhellet doch daraus, daß der Ursprung des Uebels nicht im Thaue, oder in der Weyde zu suchen sey.

Wenn es je giftige Thaue gegeben hat, so wäre dieß gewiß heuer, da viele tausend Stücke Vieh ihr tödtendes Gift aushauchen und ausdünsten. Wie wäre es also möglich, daß das Vieh in obigen Ortschaften und andern dergleichen mitten in der angesteckten Nachbarschaft, ohngeachtet des beständigen Weydens im

Thaue so lange gesund bleiben konnte? Warum theilet sich dieses häufige Gift, wovon die Luft ganz schwanger seyn müßte, nicht den gesunden bergigen Gegenden durch die Thaue mit, die seit undenklichen Zeiten immer rein waren, und noch sind, wenn sie keine unmittelbare Ansteckung erlitten haben?

Wenn man auf den Gang oder die Verbreitung der Seuche acht giebt, so zeigt sich, daß sich dieselbe in einem Orte um 2, im andern um 4, und wieder in einem andern um 5 oder 6 Wochen und überall zu verschiedenen Zeiten äußerte. Wären giftige Thaue die Ursache der Seuche; so müßten sehr viele solcher Thaue und in sehr verschiedenen Zeiten gefallen seyn. Man kann nicht sagen, daß der Thau in den Orten, wo die Seuche zuerst ausbrach, am giftigsten, und in andern Orten weniger giftig war, denn sie wüthet in vielen Orten, wo sie spät ausbrach, wenigst eben so sehr als in andern. Die Viehseuche äußerte sich in andern Ländern schon ein oder zwey Jahre früher als in Bajern; man müßte also behaupten, daß die Natur ihr tödtendes Gift durch die Thaue

in

in Deutschland schon seit 3 Jahren auf eine ganz ungewöhnliche und unerhörte Art ausspende, welches wenigst sehr unwahrscheinlich ist.

In unserer Gegend äußerte sich die Seuche zuerst bey Kirchheim, beyläufig um Lichtmessen; da das Vieh schon fast ein halbes Jahr kein grünes Futter, vielweniger einen Thau genossen hatte. Zudem hat man auch Beyspiele, daß die Viehseuche zuerst bey dem Mastviehe, das fast ein ganzes Jahr kein grünes Futter erhielt, zu wüthen anfieng. Von den 49 Stücken Vieh, die mir bey einer gepachteten Oekonomie durch die Seuche zu Grunde giengen, wurde die Hälfte im Stalle gefüttert, uud die Uebrigen giengen wie gewöhnlich auf die Weyde. Ich läugne nicht, daß man den Klee schon früh Morgens währendem Thaue zu mähen anfieng; indessen vergieng doch eine ziemliche Zeit, bis man denselben für so viel Vieh in den Stall brachte. Man sollte also glauben, daß die Seuche bey dem Weydviehe angefangen hätte. Allein es war eine Stallkuh, die zuerst krank war und starb.

Ich

Ich könnte noch die Fragen stellen, warum in einigen Provinzen von Deutschland die Thaue seit 3 Jahren gar so giftig seyn, und woher dieses außerordenliche Gift entstehe? Warum die Sonne das Gift, das im Thaue herabfällt, nicht schon eher, da es noch in der Luft schwebte an sich gezogen habe, und Tropfenweis herabfallen lasse? Wohin das Gift komme, das die Sonne von dem auf den Pflanzen liegenden Thaue auszieht? Was mit dem giftigen Thaue geschehe, wenn durch einen Zufall am folgenden Tage morgens keine Sonne scheint? Wie nächtlicher Weil das Gift aus den giftigen Pflanzen in die Luft komme, während zu dieser Zeit der Thau immer herabfällt? Aber ich will hievon schweigen, denn ich weis, daß es den Gelehrten eine sehr leichte Sache sey, ihre Hypothesen zu erklären. Indessen hoffe ich doch, lieber Freund, daß Sie nun wenigst zweifeln werden, ob die dermalige Viehseuche durch einen giftigen Thau entstanden sey.

Nutiunt fœtus et aquæ salubres
Et Jovis auræ. *HORAT. Cur. sæc.*

Freundschaft! Zufriedenheit.

Zweyter Brief.

Den 13. Winterm. 1796.

Lieber Freund!

Nach meiner Meynung ist der dermalige Krieg durch das starke und weite Treiben der ungarischen und polnischen Ochsen, und durch die vielen Fuhren, die aus Mangel der Pferde mit Ochsen gemacht werden mußten, an der schrecklichen Viehseuche, wie an vielen andern Uebeln, ganz allein Ursache.

Es ist aus der Erfahrung bekannt, daß das Hornvieh, wenn es weit und stark getrieben wird, sehr leicht mit ansteckenden Krankheiten befallen werde. Das Mastvieh ist diesem Uebel wegen seiner Vollblütigkeit noch mehr unterworfen. Herr von Benkendorf bezeuget im 4. Bande der Berliner Beyträge, daß die podolischen Ochsen, welche gewöhnlich nach Preussen getrieben werden, auch in Friedenszeiten jähr-

jährlich öfter an der Seuche; wovon auch das Landvieh angestecket wird, erkranken, woran das weite und starke Treiben, die verschiedenen Wässer und Fütterungen Ursache sind. Diese Ochsen müßen daher ehe sie in Preußen eingetrieben werden, auf eine gewisse Zeit die Quarantaine halten.

Es ist also ganz begreiflich, daß bey den ungarischen und polnischen Ochsen, welche hundert deutsche Meilen getrieben werden, in dieser Kriegeszeit eine Seuche entstehen müße, wodurch vorzüglich solche Länder, welche von Ungarn und Pohlen die entferntesten sind, und wo diese Ochsen am häufigsten zusammen kommen, und stehen bleiben, angestecket werden. Die Viehseuche äußerte sich daher, zuerst in den Rheingegenden, und erst später in Oberbajern. In Oesterreich und in Niederbajern, wo die Ochsen wenigst dermal noch besser gefüttert und gefleget werden, und vom langen Treiben noch nicht so müde sind, zeiget sich wenigst bis jetzt noch keine Seuche, außer daß sie oberhalb Landshut auch schon schrecklich zu wüthen anfängt.

Bey Kirchheim wurden die ungarischen Ochsen immer gefüttert und stehen gelassen, und Kirchheim war in unsrer Gegend der Ort, wo sich die Seuche zuerst geäußert hat. Im Sommer hat man diese Ochsen überall nicht mit Heu gefüttert, sondern man trieb sie, um die Unkosten zu ersparen nach aufgerissenen Zäunen in die Gärten, Aenger und Wiesen. Mit diesen Ochsen wurde auch das angesteckte Landvieh, das man um halben Preis oder gar ohne Geld erhielt, fortgetrieben, und überall, wo es die Soldaten für gut hielten, auf die Weyde gebracht. Der arme Landmann erschrack, wenn sich eine Heerde ungarischer Ochsen näherte, nicht wegen des Grases und Futters welches ihm ohne Bezahlung zu Grund gerichtet wurde, sondern hauptsächlich wegen der Gefahr der Viehseuche. Er bath um Schonung; aber er wurde vom Wachtmeister oder Korporal mit Schlägen zurück gewiesen.

Zu diesem kömmt noch das häufige Einspannen der Ochsen in Gegenden wo es wenige oder keine Pferde giebt. Die Soldaten jagten und peitscheten die arme Thiere, welche die Natur

zum Ziehen, nicht zum Kaufen, bestimmt hat, erbärmlich fort, und sie kamen manchmal einige Tage nicht vom Wagen, bis sie endlich todt auf der Straße liegen blieben. Man hat dergleichen traurige Spektakel im Reiche und auch in Bajern mit Schaudern gesehen. Die fortgeschleppten und halbtodt gejagten Ochsen verbreiteten die Seuche in den Gegenden in welche sie kamen. Oft war es ein Unglück für den Bauer, wenn er seine Ochsen lebendig nach Hause brachte, denn er brachte zugleich die Seuche in den Stall. Die Natur läßt die Menschen nicht ungestraft, wenn sie die nützlichen Thiere mißhandeln und martern. Je größer und allgemeiner die Mißhandlungen sind, um so größer und allgemeiner ist die Strafe welche die Natur verhängt.

Ich besorge, daß, wenn es so fort geht, auch eine Pferdeseuche, und selbst unter den Menschen ansteckende Krankheiten entstehen werden.

Die Felder können ohnehin schon nicht mehr gehörig bestellet werden, und bey Frankfurt mußte, wie die Zeitungen versichern, die

Pflüge von den Bauern gezogen werden.

Unguibus infodiunt fruges, montesque per altos Contenta cervice trahunt stridentia pluustra. *VIRG. Georg. III.*

Das Aas von Pferden und Ochsen wird in diesem Kriege oft lange Zeit nicht, oder nicht gehörig vergraben, und dieß allein kann schon die Ursache einer Seuche seyn. Die Pferde und das Hornvieh haben zwar einen weit stärkern Körperbau als der Mensch, aber sie sind wegen ihrer besondern Organisation und vielleicht wegen des weit feinern Geruches für ansteckende Krankheiten weit empfänglicher

Die Gelehrten haben schon aus der Geschichte bewiesen, daß die langen schweren Kriege allezeit mit Viehseuchen begleitet waren. Unter andern bezeuget Herr von Benckendorf von dem schleßischen Kriege, daß in den neumärktischen und pommerischen Gegenden, in welchen die rußischen Truppen immer hin und her marschirten, bloß darum die Hornviehseuche entstanden sey, weil ihnen das Rindvieh zur nöthigen Consumtion immer nachgetrieben worden ist. Merkwürdig ist, daß die Merkmale

und

und Wirkungen jener Seuche in den preußischen Ländern, die dieser berühmte Schriftsteller genau beschreibt, mit denen, die wir in Bajern zu beobachten so oft Gelegenheit haben, genau überein kommen. Das Vieh hatte in Preussen, wie bey uns, eine große Galle; es war entweder verstopfet und das Eingeweide des gestorbenen Viehes ganz verbrannt, hart und von allen Säften entblößet, oder es hatte einen starken Durchfall, der wenigst eben so stinkend wie jener, der durch die Lungensucht entsteht, und nebenbey auch meistens Blutstriemig war. Die Ohren waren weit kälter als sie bey andern Krankheiten zu seyn pflegen; denn die Kälte gieng gleichsam in den Kopf hinein. Diese kalte Ohren und das Zittern des Viehes waren die Zeichen eines vorhandenen Fiebers. Es war ein Faulfieber, welches sich zuletzt mit einer Entzündung endigte. Das magere und schlechte Vieh überstand diese Seuche eher als das fette. Diejenigen Stücke, bey welchen es bis zum Stöhnen kam, überstanden die Krankheit nie oder nur sehr selten. Die Meisten lebten nur 8 oder 9 Tage, einige

um ein paar Tage länger. Diejenigen, welche durchkommen sollten, erholten sich insgemein nach dem fünften Tage, und fiengen zu wiederkäuen an. Die innerlichen Arzeneyen halfen nichts, ja sie waren vielmehr schädlich. Wer sollte nun zweifeln können, daß die dermalige Viehseuche, welche mit derjenigen, welche die preußischen Staaten im schleßischen Kriege befallen hat, ganz einerley ist, nicht durch eine und eben dieselbe Ursache, nämlich durch den Krieg entstanden sey? Indessen mögen mißliche Umstände zur Verbreitung der Seuche mit gewirket haben. Der verflossene Winter war sehr gelind und naß; und nur im Hornung war einige Kälte, die noch ziemlich erträglich war und kaum 8 Tage dauerte. Der Wind gieng fast das ganze Jahr von Westen, und es war nie ein Sturmwind bis in den Oktober. Ich weis keinen Jahrgang, wo so wenig Obst, durch Winde, von den Bäumen gerissen wurde, als den heurigen. Ist die Seuche einmal entstanden, so mußte sie sich nothwendig bey so ungünstigen Umständen immer weiter verbreiten, besonders in Gegenden, wo ungesundes Wasser und mageres schlechtes

Erdreich ist, wo die gemeinen Seuchen auch in Friedenszeit eher als anderswo, auszubrechen pflegen.

Neque hic lupis mos, nec fuit leonibus unquam, nisi in dispar genus. Furosne cœcus, an rapit vis acrior an culpa?

Erbarmung! und Frieden!

Dritter Brief.

Den 15. Winterm. 1796.

Lieber Freund!

Freylich, mein Bester! giebt es auch in Friedenszeiten Viehseuchen; und der Krieg ist also nicht die einzige Ursache derselben. Dieß habe ich aber auch nicht behauptet. Indessen hat doch die dermalige Seuche so viel Eigenes und Sonderbares, und ist so allgemein verwüstend und schrecklich, daß man vernünftiger Weise

den Ursprung derselben nur in dem Kriege suchen kann, besonders da sie zuerst in den Gegenden, wo das Kriegsgetümmel am Größten war, entstand, und sich nun in Gegenden äusfert, wo seit undenklichen Zeiten nie eine Spur von ansteckenden Krankheiten des Hornviehes war.

Bajern war schon oft und auch in den ältesten Zeiten mit Viehseuchen geplaget, wie schon Virgil bezeuget hat:

> Norica siquis Castella in tumulis et Japidis arva Timavi nunc quoque post tanto videat desertaque regna pastorum, et longe sultus Cateque vacantes. *Georg. III.*

Aber die vorigen Seuchen waren nur örtlich, und nie war eine so allgemeine wie die dermalige, denn dieses Land hat meistentheils einen sehr guten Boden und eine bergigte Lage.

Ich glaubte mich bey meiner gepachteten Wirthschaft bloß darum sicher, weil daselbst wegen der hohen Lage und des guten Lehmbodens nie eine Seuche war, ohngeachtet sie sich in den benachbarten niedrigen Gegenden schon einigemale geäußet hatte. Erst nachdem

alles Vieh schon durch die Seuche zu Grund gegangen ist, brachte ich in Erfahrung, daß die ungarischen Ochsen daselbst öfter vorbey giengen und auch wendeten, welches um so gefährlicher war, als mein Stallvieh manchmal in einen Anger, der neben der Straße ist, eingelassen wurde.

Sie verlangen, daß ich Ihnen nun auch meine Meynung über die Ursachen anderer Seuchen sagen solle. Dieß will ich gern thun; aber ich muß Sie zum voraus um Vergebung bitten, wenn ich Ihnen kein Genüge leisten kann. Ich bin kein Vieharzt, und aus Büchern mag ich nichts abschreiben. Ich kann Ihnen also nur das sagen, was ich aus Erfahrung weiß.

Die Hornviehseuchen entstehen nach meiner Meynung nebst dem starken Treiben und Jagen, wovon ich schon gesprochen habe, durch zu große Hitze, durch lange nasse Witterung, durch schlechtes Futter und Wasser, durch Unreinlichkeit und schlechte Pflege. Daraus erhellet, daß nicht die Natur sondern die Menschen die Schuld an den Seuchen und Krankheiten des Viehes haben, oder daß sie die schäd-

lichen Wirkungen der ungesunden Jahrgänge wenigst meistentheils durch Fleiß und Aufmerksamkeit verhüten könnten.

Die Hitze und Trockenheit wird keine Krankheiten verursachen, wenn das Vieh bey der heißesten Tageszeit im Stalle oder in einem schattigten Orte gehalten und mit frischem Wasser nach Genüge getränket wird. In den heißen Sommertagen ist die Ausdünstung weit stärker, und die Kühe werden nebenbey auch gemolken; sie brauchen also weit mehr Wasser als sonst, damit das Geblüt abgekühlet und in gehöriger Flüßigkeit erhalten werde. Ist die Hitze im Sommer nicht groß, oder Regenwetter, so saufet das Vieh wegen des grünen Futters, das viele Feuchtigkeit in sich hat, weniger als im Winter bey dem dürrem Futter. Durch den Durst und das Trinken in der Hitze, nachdem das Vieh weit gegangen oder gelaufen ist, müßen offenbar der Milzbrand, die Lungenentzündung und andere Krankheiten entstehen.

Wenn sich das Vieh bey anhaltender nasser Witterung auf sumpfigen oder niedrigen Weydgründen nähren muß, oder dem Stall-

viehe lange Zeit nasses grünes Futter gegeben wird, so müßen auch dadurch viele Krankheiten entstehen. Ich habe Stallvieh schlachten gesehen; das nie auf eine Weyde kam, aber dennoch mit der Egelkrankheit behaftet war. Ich lasse daher mein Stallvieh bey lang dauerndem Regenwetter nebst dem nassen grünen Futter auch etwas Heu, oder Hechsel, mit geschrottenem Getreide geben. Eben dieß soll auch bey dem Weydeviehe beobachtet werden.

Das Vieh, das in Wäldern, auf Hügeln oder bergigen Gegenden, oder auf gutem Lehmboden genähert wird, ist, wenn es sich auch manchmal nicht satt frißt, oder weniger Milch giebt, bey sonst guter Pflege gesund, und es entsteht unter demselben nie eine Seuche. Und wenn es auch durch anderes krankes Vieh angestecket wird, so verbreitet sich die Seuche nicht so schnell und weit. Allein auf niedrigen und moosigen, ebenen und mageren Gegenden sind die Pflanzen, ohngeachtet sie etwa häufiger wachsam, meistentheils ungesund, und das Geblüt des Viehes ist, wenn es auch einen bessern Leib hat, und die Kühe mehr Milch ge-

ben, mehr zur Fäulniß geneigt. Man trift auf solchen Gründen selten den Klee, und nie den Wilden Kümmel, den Bocksbart und den heilsamen Mönchskopf an, den man in Bajern die Saublume, die Milchwurzel, oder den wilden Cichorien nennet.

Die flüßigen Theile des thierischen Körpers nehmen ihre Beschaffenheit von der Natur, der flüßigen Materie und Nahrung, so sie zur Stillung ihres Durstes und Hungers genießen, an. Darum erzeugen magere schlechte Kräuter ein schlechtes zu Faulfiebern und Seuchen geneigtes Geblüt, und ungesunde Säfte. Darum entstehen auf moosigen oder schlechten Gründen auch ohne Krieg, so oft die Viehseuchen, wovon man auf bergigem oder gutem Lehmboden, auf welchem balsamische Pflanzen wachsam, nie was gehöret hat, und darum ist es vielleicht eine vergebliche Mühe, wenn man in solchen von Natur schlechten Gegenden die Zucht einer edlern Gattung von Hornvieh unternimmt und erzwingen will.

Ich habe mich durch wiederholte Versuche überzeuget, daß meine Kühe von dergleichen schlech-

schlechten Gründen weder Gras noch Heu fressen, sondern zurücktreten und Hunger leiden. Wer fremdes edles Vieh in seinen Stall bringt, und ihm nicht eigenes Futter vorlegen kann, welches dasselbe gleich anfangs mit Appetit frißt, der darf glauben, daß er es mit der neuen Zucht nie weit bringen werde. Der Hunger zwingt das Vieh endlich zum Fressen; aber man wird von dem schönen Viehe weit weniger Nutzen, als von gemeinen Kühen, auch allerley Unglücke und Schäden, und eine schlechte Nachzucht haben. Ich habe einen einzigen Acker, von dem mein Vieh den fettesten Klee, auch den grünen Haber und selbst den geschröpften (gesächerten) Waizen nicht frißt, ohngeachtet auf diesem Acker sehr gutes Getreid wächst. Ich wollte dieß lange nicht glauben; aber vielfältige Versuche haben mich davon überzeuget. Ich weiß davon keine andere Ursache anzugeben, als daß dort und da nasse Gallen oder Schwitzhügel im Acker seyn. Das edle schweizer und tyroler Vieh frißt, ohngeachtet es hinlänglich gutes Futter hat, gerne von dem frischen reinen Stroh, das ihm zur Streu untergeleget wird.

wird. Das Stroh scheinet dem Viehe das zu seyn, was dem Menschen das Brod ist.

Wie sehr das Hornvieh welches in niedrigen Gründen genähret wird, eine innerliche Neigung zu Krankheiten habe, zeiget sich dadurch, daß die Seuche, wenn sie in einem einzigen Orte entsteht, insgemein alles Vieh in der ganzen Gegend, so weit diese schlechte Beschaffenheit der Gründe dauert, wegrafft.

Dagegen die Seuche, wenn sie durch die Ansteckung auf einem waldigen, bergigen und guten Lehmboden entsteht, sich nie weit, und selten von einem Dorfe zum andern, und manchmal nicht bis zum nächsten Nachbar verbreitet, wovon man selbst bey der dermaligen wüthenden Seuche viele Beyspiele hat.

Die Seuche pflanzet sich fort wie ein Licht das andere anzündet. Durch das geringste Gift verdirbt alles Geblüt im Körper, wie das reinste Wasser durch eine dazu gekommene Unreinigkeit zu einer Mistgauche wird. Der Zunder liegt schon im Viehe, und es bedarf nur eines Funkens so ist der Stall angesteckt.

Je

Je mehr Disposition das Vieh durch schlechte Nahrung zu Krankheiten hat, um so leichter wird es angestecket, und die Seuche weit und breit, in allen Gegenden von gleicher Beschaffenheit, verbreitet. In solchen Gegenden erreichet das Vieh ohnehin wegen der ungesunden Nahrung selten ein hohes Alter, und es muß immer viel junges Vieh nachgezogen werden, es ist also fast unmöglich sich vor der Seuche, die in der Nachbarschaft bereits entstanden ist, zu bewahren. Leichter ist es, die Entstehung der Seuche zu verhüten, so, wie es leichter ist, das Feuer zu bewahren, als die entstandene Feuersbrunst zu löschen. Dazu gehöret Fleiß und Aufmerksamkeit und ein hinlängliches Vermögen, das man aber den Bauern selten gönnen will. Durch wohl angebrachte Gräben und Canäle kann ein Theil des schlechten Wassers abgeleitet werden; und durch den animalischen Dünger, durch Gips und Asche wachsen auf niedrigen nicht gar zu moosigen Gründen wenigst zum Theil bessere und gesundere Pflanzen, besonders wenn sie auch angesäet und Futterkräuter gebauet werden. So gut

und

und gesund wie Lehmboden können diese Gründe freylich nie gemacht werden, und selbst die guten Kräuter die auf denselben wachsen, werden doch immer etwas von der bösen Eigenschaft dieses Bodens in sich haben; aber eine Verbesserung ist doch immer ein Gewinnst. Wenn dem Weydevieh gutes Gartengras, und beym Regenwetter auch dürres Futter gegeben wird; so wäre dadurch dem Uebel zimlich gesteuert. Das Stroh ist für das Vieh freylich ein mageres Futter, und es will zur Zeit, da es grünes Fütter giebt, davon nicht fressen, und verliert auch die Milch; aber die Gesundheit desselben ist doch immer der höchste Preis. Man kann das Stroh oder den Hechsel mit Heu vermischen, und dieses ist, wiewohl es auch auf diesen Gründen gewachsen ist, doch immer gesünder als die grünen Pflanzen, denn es hat durch das Dürren die Feuchtigkeiten und viele ungesunde giftige Theile verlohren, wie man an dem Hahnenfuß ein überzeugendes Beyspiel hat.

Sind die Flüsse oder Bäche ausgetreten, und haben die niedrigen Gegenden mit Schlamm überzogen; so sind alle Pflanzen für das Vieh

äußerst ungesund, besonders wenn der Schlamm trocken ist. Es ist also nothwendig, daß das Vieh zu dieser Zeit die Nahrung von andern Gründen erhalte. Das Weyden im Thaue ist, wenn er auch nicht giftig wäre, wegen der Nässe der Pflanzen besonders im Frühlinge und Herbste, sehr schädlich, und man würde viel Uebel verhüten, wenn man früh Morgens dem Viehe, ehe es ausgetrieben wird, ein dürres Futter gäbe.

Man hat schon oft die Frage aufgeworfen, warum im gegenwärtigen Jahrhundert die Viehseuchen auch in Friedenszeiten öfter als vorhin entstehen, und man erschöpfet sich in Muthmaßungen. Ich meinestheils glaube, daß die meiste Schuld der Theurung und schlechten Beschaffenheit des Salzes, besonders in Bajern, beyzumessen sey. Der Bauer kann nur von den Salzfuhrleuten das Salz kaufen, welches nicht nur theuer ist, sondern auch sehr wenige Säure hat. Die jährliche Ausgabe des Bauers um das nöthige Salz für sich und sein Gesind ist in unsern Zeiten schon ziemlich beträchtlich; sollte er nebenbey auch Salz für sein Vieh

kau-

kaufen? Wenig Salz dem Viehe gegeben hilft nicht, oder ist vielmehr gar schädlich. Er hat also keine andere Wahl, als daß er dem Viehe gar kein Salz gebe, das doch, besonders in moosigten und ungesunden Gegenden zu Erhaltung desselben, und zu Vermeidung allerley Krankheiten höchst nothwendig, und in allen Gegenden sehr nützlich wäre. Hier haben wir wieder ein Beyspiel, daß jede Bedrückung des Landmannes auf den Staat selbst einen verderblichen Einfluß habe.

Stehendes Wasser ist für alles Vieh in allen Gegenden und Gründen gewiß ungesund. Es trinkt davon nur, wenn es kein frisches bekommt, oder endlich daran gewöhnet ist. Diese Angewohnheit und Gleichgültigkeit für frisches oder faules Wasser ist ein sicheres Zeichen, daß das Vieh ungesund sey. Es hat weniger zu bedeuten, wenn das Vieh aus einer Mistlache trinket, denn dieß thut es vielleicht nur wegen der salzigen Theile, die darinn enthalten sind, und weil ihm kein Salz gegeben wird. Das Trinken aus Teichen ist vielleicht nicht schädlich, wenn innerliche Quel-

len

len in dieselben fließen; das beste Getränk bleibt immer das Fluß- und Brunnenwasser.

Das Vieh, die Bärme, und der Stall müßen ganz reinlich gehalten werden. Man nimmt schon bey den Menschen wahr, daß sich die epidemischen Krankheiten, wie die Pest, Ruhr, Fleckfieber und dergleichen mehr in schlechten Hütten und Hausgeräthen und in schmutziger Wäsche und Kleidung aufhalten. Das fleißige und öftere Einstreuen und das Striegeln des Viehes ist sehr nützlich und nothwendig. Das Weydvieh wird durch Regen oft abgewaschen, das bey dem Stallviehe nur selten geschieht. Man betrachte nur den Staub, der im Stalle verbreitet wird, wenn man den Hechsel vom Schnittboden in den Kasten herabläßt. Er setzet sich in die Haut der Kühe und verstopft die Schweißlöcher. Darum reiben sie sich hinten, wo sie sich nicht lecken können, selbst aneinander; oder winden sich gleichsam in eine Kugel zusammen, stehen hinten nur auf einem Fuß, und schlingen die Zunge zurück um sich zu lecken. Manchmal weichet ihnen der hintere Fuß aus, wodurch sie fallen, oder sich die Ge-

lenke verreiben, und krumm werden, oder sich sonst beschädigen. Man soll sie daher vorzüglich auf dem Rücken und Kreuz, am Schwanz, am Kopf und Halz striegeln, weil sie sich daselbst nicht lecken können. Sie geben durch das Scharren oder Zappeln mit den Füßen, durch das Bücken und andere seltsame Gebehrden genug zu erkennen, wie gütlich man ihnen thue, wenn sie fleißig gestriegelt, gewaschen und gereiniget werden.

Schlechte niedrige Ställe taugen wenigst für das Stallvieh nicht. Sie haben wenige Fenster, und die Dünste können nicht gehörig abgeleitet und frische Luft eingelassen werden. Die gar zu große Kälte im Winter, da das Futter in den Bärmen, und der Mist hinter dem Viehe friert, ist freylich schädlich; aber insgemein fehlet man dadurch, daß das Vieh zu warm gehalten wird. Kaum zeiget sich der Herbst so werden schon Thüren und Fenster geschlossen, die man bey einer darauf folgenden wärmern Zeit, und in den schönen Tagen des Frühlings nicht öfnet. Daran ist meistens das Gesinde schuld, das immer in der Stube, oder in warmen

inen Ställen seyn will. Frische Luft und eine mäßige Kälte ist dem Vieh, besonders wenn es gut gefüttert wird, sehr gesund, und daher ein obachtsames Auge auf die Dienstbothen immer nöthig.

Zur Unreinlichkeit und schlechten Pflege des Viehes rechne ich das stinkende faule Heu, Stroh und anderes Futter das dem Viehe im Stalle gegeben wird. Das Stroh und Heu kann entweder schlecht eingebracht, oder durch schlechte Dachung, oder auf dem Boden der Scheune (in den Tässen) verderben und stinkend werden. Auf dem Boden oder in einer Ecke des Hechselkastens bleibt der Hechsel manchmal einige Wochen liegen, weil die Dienstbothen, die ohne Aufsicht sind, ihrer Bequemlichkeit wegen, denselben nur immer oben wegnehmen. Dieser Hechsel wird durch die Länge der Zeit stinkend, und man kann sich keine Ursache vorstellen, warum das Vieh das gewöhnliche Futter nicht fressen wolle.

Das Schädlichste ist, wenn aus dem Viehstalle durch schlechte Decken, Thüren, oder sonst die Dünste des Viehes zu dem Heu, Futterstroh

oder Hechsel aufsteigen, und dieselben nicht bald weggefüttert werden. Mein Bruder kaufte ein stinkendes Stroh, und gab es, zu Hechsel geschnitten, mit Trebern und Brautrank seinen Mastochsen. Er glaubte, daß dieses Stroh besonders den Ochsen, die er ohnehin in einem halben Jahre an die Metzger verkaufen wollte, nicht schaden würde, weil sie es, der Trebern und des Brautrankes wegen, gern fraßen, und nebenbey auch ein Heu erhielten. Aber alles Vieh ward in wenigen Wochen durch eine epidemische Krankheit angesteckt, und der Ochs, der zunächst bey dem Hechselkasten stand, mußte des Staubes oder des größern Gestankes wegen, zuerst geschlachtet werden. Durch diese Ansteckung giengen ihm auch seine Kühe und Kalben, die von diesem Stroh nichts gefressen hatten, aber in dem Ochsenstalle standen, zu Grund.

Das Uebel, das durch schlechtes Futter oder Wasser entsteht, ist manchmal nicht so groß, daß die Kühe selbst mit Krankheiten befallen werden; aber sie bekommen dadurch ungesunde Säfte und ein schlechtes Geblüt, wo-

durch ihre Kälber und die junge Zucht zu Grunde gehen. Drey Jahre lang krepirten mir bey meiner gepachteten Wirthschaft fast alle Kälber bald nach der Geburt. Einige gaben ihre Krankheit durch ein widernatürliches Geschrey zu erkennen. Dieses Schreyen ist, wenn es nicht aus Durst geschieht, ohnehin allzeit ein Zeichen eines baldigen Todes. Bey der Eröffnung zeigte sich ein gelbes Wasser zwischen den Gelenken und Knochen, oder ein Milzbrand oder andere Krankheiten. Ich untersuchte, ob das Futter gesund sey, und dem Viehe immer frisches Wasser gegeben werde, und sann auf allerley Ursachen dieses Uebels, konnte aber nirgend einen Fehler wahrnehmen. Endlich sagte mir mein Weib, die bey dieser Wirthschaft nicht selbst gegenwärtig war; ich sollte untersuchen, ob auch der Wassergrand von Zeit zu Zeit gesäubert werde. Ich strich mit den Fingern an dem Boden und an den Seiten des Grandes, der voll frisch geschöpften Wassers war, und bemerkte einen unleidentlichen Gestank. Die Dienstbothen gestunden mir, daß der Grand schon ein halbes Jahr nicht mehr gereiniget wor-

den sey. Sie schöpften zwar täglich zweymal frisches Wasser, und gaben dem Viehe zu trinken genug. Allein dasselbe hatte wegen des stinkenden Grandes einen Eckel und trank immer sehr wenig. Von dieser Zeit an wird der Grand alle Wochen einmal gereiniget, und ich habe nun schon seit 10 Jahren kein krankes Kalb mehr.

Eben so nothwendig ist die Reinlichkeit der Bärme, aus welchen das Vieh frißt. Der Landwirth muß daher auf dieselben immer ein obachtsames Auge haben. Sie sind meistentheils hölzern, oder von gebrannten Mauersteinen oder sogenannten Barmstücken gemacht. In jene frißt sich nach und nach ein faules Wesen ein, und nach einiger Zeit bekommen sie wohl gar Löcher, und fangen zu faulen an, und es ist gar nicht mehr möglich, einen solchen Barm rein zu halten. Das Vieh muß aus denselben nur zur Noth und immer mit Eckel fressen, wodurch Schaden an der Benutzung des Viehes und allerley Krankheiten entstehen müßen. Eben so ist es bey den gebrannten Bärmen, bey welchen sich in den Fugen ebenfalls ein stinkendes

Wesen

Wesen ansetzet, das manchmal viele Jahre darin liegen bleibt. Man darf nur mit den Fingern aus der Fuge eine solche faule Materie herauskratzen und daran ruchen; so wird man sich von dieser Wahrheit leicht überzeugen und sich nicht wundern, wenn dadurch Krankheiten entstehen. Die Dienstbothen pflegen freylich vor dem Einfüttern die Bärme auszukehren; aber dadurch wird das faule Wesen aus den Fugen nicht herausgebracht. Es ist auch dem Maurer nicht möglich, die gebrannten Steine so fest zu verbinden und zusammen zu legen, daß dazwischen nichts durchsitzen, und mit der Zeit faul werden könnte.

Ich will Ihnen auch davon eine traurige Geschichte erzählen, die mich selbst betroffen hat.

Vor einigen Jahren hat mitten im Winter eine ansteckende Krankheit all mein Vieh im Maststalle befallen, wovon ich nur 4 Ochsen retten konnte. Indessen war diese Krankheit doch nicht so arg, wie die dermalige Seuche. Sie kam nicht so schnell von einem Stück zum andern, und war auch nicht so schnell tödtend.

Das kranke Vieh kam vor 8 Tagen, und so lang es fraß, nicht vom Leibe, und das Fleisch war insgemein nach 14 Tagen noch schön und gesund.

Bey der Eröfnung des geschlachteten Viehes zeigte sich nirgend ein Gebrechen, als an der Lunge, welche außerordentlich groß, und etwas eytrig war. Wenn man in dieselbe schnitt, so lief ein gelbes faules Wasser heraus. Ließ man das Vieh zu lange leben; so war das Milz an der Seite angewachsen. Ich glaube, daß dieser Krankheit der Name: Lungendampf, gebühre. Die gemeinen Kennzeichen anderer Krankheiten wie kalte Ohren, hatte dieses Vieh ebenfalls an sich; aber es hatte selten eine trokkene Nase, und es blieb meistentheils stehen, vermuthlich, weil ihm das Liegen schmerzhafter war. Es fraß wenig, und soff gern das Brautrank, das im Futter war, und knirschte manchmal mit den Zähnen. Wenn es ganz zu fressen aufhörte, so war es hohe Zeit, dasselbe an die Metzger zu verkaufen oder zu schlachten.

Bey den Kühen war das erste Kennzeichen der Krankheit, daß ihnen das Melken schmerz-

haft ward. Sie stampften daher mit den Füssen und wollten nicht stehen bleiben.

Nachdem alles Vieh aus dem Stall weg war, machte ich den Versuch, ob und wie lange sich die Krankheit auch ohne Vieh im Stalle erhalte, und brachte also nach 3 Wochen 2 kleine gesunde Stücke Vieh dahin. Sie wurden gar bald von eben dieser Krankheit befallen, und ich war nun überzeuget, daß sich das Uebel ohngeachtet der offenen Fenster und Thüren lange Zeit, im Stalle aufhalte. Ich ließ also den Boden rein waschen und mit Asche überstreuen, und einen Barm, der der schlechteste war, ganz abbrechen, bey den übrigen die stinkende Materie zwischen den Fugen heraus kratzen, und alles mit frischem Kalke überstreichen. Bey dem abgebrochenen Barm zeigten sich zwischen den Fugen und unter den Steinen, wovon einige hohl lagen, ein abscheuliches Wesen, welches einen solchen Gestank verursachte, daß der Maurer bey der Arbeit kaum auszuhalten vermochte.

Hernach ließ ich mitten im Stalle bey verschlossenen Thüren und Fenstern einen Metzen

Kalk löschen. Erst nach einer Stunde ließ ich den Stall öfnen und den Dampf verfliegen; sodann die Bärme, den Hechselkasten, den Grand, die Thüren, und den ganzen Stall oben und an den Wänden mit dem gelöschtem Kalke übertünchen oder ausweißen. Nach 2 Tagen brachte ich sogleich wieder gesundes Vieh in den Stall, das aber wegen des Kalkes, der in den Bärmen war, nicht fressen wollte. Ich ließ also die Bärme auswaschen, wodurch auch dieser Anstand gehoben wurde. Von dieser Zeit an ist mein Vieh immer gesund; doch lasse ich zu Zeiten die Fugen zwischen den gebrannten Steinen auskratzen, und jährlich mit frischem Kalke ausstreichen.

Und da mir im heurigen Jahre die Seuche leider so nahe kömmt; so ließ ich im Stalle wieder Kalk ablöschen und alles überweißen; wobey aber zu merken ist, daß das Vieh währendem Löschen des Kalkes aus dem Stalle kommen muß, weil es diesen Dampf bey verschlossenen Thüren und Fenstern nicht ertragen könnte.

Die besten Bärme sind ohne Zweifel diejenigen, die vom ganzen Marmor oder Duftstein

stein gemacht sind. Allein sie sind für den gemeinen Mann zu kostbar. Die gebrannten Steine sind nicht theuer, und es wird dadurch viel Holz ersparet. Da sich aber zwischen denselben immer eine faule Materie aufhält; so wäre zu wünschen, daß jemand einen Kitt angeben möchte, wodurch die Steine so fest verbunden würden, daß dazwischen keine Feuchtigkeit durchsitze. Die Sache ist aller Wahrscheinlichkeit nach wohl möglich, und ich hoffe, einen glücklichen Versuch zu machen.

Alle Vieharzte vom großen Wolnstein an, bis zum kleinsten, die Selbstdenker und ihre Abschreiber, lehren einhellig, daß das Vieh rein gefüttert und getränket werden müße. Wer zweifelt wohl an dieser Wahrheit, und wo ist der Landmann, der, wenn er nicht von der lüderlichsten Gattung ist, nicht seine Dienstbothen zur Reinlichkeit anweiset? Ich bin keiner von den nachläßigen Wirthen, und ich glaubte alles zu sehen und zu wissen, was in meinem Hauswesen vorgieng. Und doch geschahen bey mir beträchtliche Fehler, die ich nur durch lange Erfahrung und erlittenen Schaden einzusehen gelernet habe.

Man

Man muß also dem unerfahrnen Landmann zeigen, welches Futter und Wasser gesund oder ungesund sey, wie das gesunde verderbe, und schädlich werde, wie er das Ungesunde im Fall der Noth verbessern und unschädlich machen könne, woher die Unreinlichkeit entstehe, wo er sie aufsuchen, und wie beseitigen könne. Vor allem ist nothwendig, daß er nicht zu arm sey, damit er sich gesunde Ställe anstatt der elendigen Hütten bauen, Salz und Gips kaufen, und seinem Viehe in Mißjahren die hinlängliche Nahrung verschaffen könne. Der Bauer, der sich nicht mehr zu helfen weiß, ist träg und für Glück und Unglück gleichgültig, er bekümmert sich wenig, wenn sein mühseliges Leben mit einer neuen Gefahr bedrohet wird. Von andern Ständen verachtet, heut beschimpfet und morgen geprügelt, ohne Erziehung und gesunde Moral verliert er endlich alles Gefühl von eigner Menschenwürde, überläßt sich dem blinden Schicksal, und da er hienieden nichts hoffen zu dürfen glaubt, so rechnet er nur für die Zukunft.

Trudaine fait assez, que le cultivateur des Rossorts de l'etat est le premier moteur.

Voltaire.

Freundschaft und Bruderliebe.

Vierter Brief.

Den 17. Winterm. 1796.

Lieber Freund!

Ich habe Ihnen schon viel über Viehseuchen und Krankheiten des Viehes geschrieben; und Sie verlangen doch, daß ich Ihnen davon noch mehr sagen, und erklären soll, was ich unter der mittelbaren und unmittelbaren Ansteckung verstehe.

Wenn die Dünste des kranken Viehes dem gesunden ganz nahe mitgetheilt werden, so heiße ich dieß eine unmittelbare Ansteckung. Ich will Ihnen dieß durch meine Erfahrungen und Beobachtungen erklären. Ein Bauer in mei-

ner Nachbarschaft kaufte in Landshut zwo Kühe um wohlfeilen Preis. Eine behielt er selbst; die andere gab er seinem guten Freunde, der eine Stunde weit von ihm wohnet. Die Kühe sahen noch gesund und munter aus; aber sie hatten die Seuche schon im Leibe, und die zween Bauern verlohren dadurch all ihr Vieh. Das Uebel verbreitete sich nicht weiter, denn die Gegend ist bergigt und gesund, und es erfolgte keine weitere Ansteckung weil die Bauern, als ehrliche Männer, kein Stück Vieh verkauften. Ein gewisser Metzger kaufte aus einer angesteckten Gegend mehrere Stücke Vieh, schlachtete sie, und verkaufte das Fleisch in der Nachbarschaft. Er trieb sie zu Z . . durch, und stellte sie daselbst auch in den Stall, oder ließ sie unter freyem Himmel stehen. Man sagt, daß das Weydvieh öfter zu diesen kranken Stücken gekommen sey; welches dadurch den Tod einhauchte und ganz zu Grunde gieng. Zu St . . sind nur zween Bauern; das Vieh des Einen kam zu einer kranken Kuhe, welche dieser Metzger vorbey trieb; es brüllte widernatürlich, scharrte mit den Füßen, wie es das

Vieh

Vieh zu thun pflegt, wenn es zu einem Blut oder Aas kömmt. Bald darauf gieng dieser ganze Viehstand zu Grunde; aber das Vieh des Nachbarn welches zu dieser kranken Kuh nicht kam, blieb gesund, ohngeachtet die Viehställe kaum 20 Schritte von einander entfernet sind. Ein Bauer im Dorfe N.. kaufte von diesem Metzger ein Fleisch, das die Bäuerin abwusch, und das Wasser davon in den Trank der Kühe schüttete. Auch dieses Vieh krepirte in kurzer Zeit, während all übriges Vieh im ganzen Dorfe gesund blieb. Einige Tage zuvor, ehe das Vieh dieses Fleischwasser bekam, gab der Bauer einer seiner Kühe seinem Schwiegersohne, welche gesund blieb. Dadurch bestätigte sich die Meynung, daß das Vieh dieses Bauers durch das Fleischwasser angestecket worden sey. Zween Bauern zu Sch.. hatten junges Vieh in eine entfernte Weyde gegeben, und brachten es im Herbste, dem Ansehen nach, gesund nach Hause. Nach einiger Zeit entstand die Seuche in dem Orte, wo das junge Vieh auf der Weyde war; aber auch dieses erkrankte, und die Bauern verlohren mit demselben fast ihren ganzen

zen

zen Viehstand. Ein Bauer in einem Dorfe, wo die Seuche war, schlachtete eine kranke Kuh, und warf das Eingeweide in den vorbeyfließenden Bach, welches bey einem Dorfe, das nicht angesteckt war, an einem Stege hangen blieb. Das Vieh eines Bauers roch an demselben, und ward dadurch von der Seuche angestecket. Ein Wirth war froh, daß die ungarischen Ochsen immer auf seinem Grunde waren, weil derselbe dadurch gedünget würde. Sein Vieh kam nach einiger Zeit dahin, roch an derselben Excrementen, ward krank und krepirte. Die Bauern zu K.. warfen die Eingeweide des geschlachteten kranken Viehes in die Miststätte und vergruben es unter dem Dünger. Nach einiger Zeit ward der Ort wieder rein, und man kaufte frisches gesundes Vieh. Als man aber nach einigen Wochen den Dünger in die Felder zu fahren anfieng, verbreiteten sich die Dünste der faulenden Eingeweide, und das gekaufte Vieh gieng wieder zu Grunde.

Daraus mögen Sie, lieber Freund, leicht ermessen, daß die unmittelbare Ansteckung auch in entfernten Orten leicht möglich sey, wiewohl

man

man die Ursache manchmal nicht anzugeben weiß. Glücklicher Weise sind aber die waldigten und bergigten Gegenden und der fruchtbare Lehmboden so gesund, und das Vieh hat daselbst so wenig üble innerliche Disposition, daß sich die Seuche, wenn sie auch wirklich dort und da entstand, ohne weitere unmittelbare Ansteckung nicht verbreitet, sonst müßte manchmal der Viehstand eines ganzen Landes zu Grunde gehen. Wenn auf gesundem guten Boden durch die Seuche große Verheerungen entstehen, so muß sie durch mehrere unmittelbare Ansteckungen verbreitet werden, welches der Erfahrung gemäß nur in schweren Kriegszeiten geschieht.

Die niedrige, moosige, ebene und schlechte Gründe sind für die Seuche weit empfänglicher, und sie verbreitet sich auf denselben gleichsam per traducem. Die Dünste des kranken Viehes werden durch das Hin- und Herwandern der Leute und allerhand Thiere, als Pferde, Hunde den umliegenden Gegenden von gleicher Art leicht mitgetheilet. Dieß heiße ich die mittelbare Ansteckung.

In einem Dorfe, wo die Viehseuche wüthet, ist ein abscheulicher Gestank, der von den Reisenden mehr als von den Einwohnern bemerket wird. Indessen ist es doch nicht wahrscheinlich, daß die Seuche bloß durch die Luft von einem Dorfe zum andern und auch in entfernte Orte verbreitet werde, sonst hätte der Bauer zu St.** nicht ganz unrecht gehabt, der seinen Stall und das Vieh verrammelte, damit ihm die Seuche nicht zu den Fenstern einfliegen könnte. Die frische Luft ist selbst in den Orten, die mit der Seuche behaftet sind, das erste und nothwendigste Hülfsmittel. Der Tabackrauch verflieget in freyer Luft, und ist den Umstehenden nicht beschwerlich; aber der Gestank desselben wird in Kleidern in weit entfernte Orte gebracht, und von Personen, die diesen Rauch nicht gewohnt sind, gar bald bemerkt. Eben so ist auch mit den Dünsten des kranken Viehes.

Bey jeder Seuche kann das magre Vieh leichter gerettet werden als das fette, denn dieses ist vollblütig und zur Entzündung geneigt.

Wo wenig Vieh im Stalle ist, erhalten sich verhältnißmäßig mehr Stücke, als in großen Ställen, wo viel Vieh beysammen steht. Viel Vieh hauchet mehr Gift aus, und die tödtende Kraft desselben vermehret sich aus sich selbst. Ich selbst habe von 49 Stücken kein einziges retten können.

Indessen haben die Seuchen auch, so zu sagen, ihre gewissen Launen. Manchmal bleibt im ganzen Dorfe der Viehstand eines Bauers verschonet. In einem Stalle geht oft alles Vieh zu Grunde, in einem andern nur einzelne Stücke, und wieder in einem andern bleiben nur 2 oder 3 Stücke gesund, oder genesen ohne alle Arzeney. In dem Dorfe Bergham blieben nur die zwo Kühe des Maurers gesund; eben dies geschah in einem oder zween Stellen zu Erding, und in 2 oder 3 Höfen zu Lern. Herr von Benkendorf erzählet, daß in einem großen Dorfe alles Vieh von 5 Bauern während zweyen Seuchen gesund blieb; dagegen alles übrige zu Grunde gieng.

Die Natur hat zwar gewisse Geheimnisse und verborgene Wege in ihren Wirkungen; aber es geschieht doch nichts ohne Ursache. Nach meiner Meynung sollten die Gelehrten vorzüglich die Ursachen, warum das Vieh in einzelnen Orten gesund blieb, zu erforschen trachten; denn dadurch würde man offenbar die sichersten Präservativmittel wider die Seuche erhalten. Es ist unglaublich, daß nur die zwo Kühe des Maurers einen so festen Körperbau hatten, um der Seuche, welche viele hundert Stücke wegraffte, widerstehen und ganz gesund bleiben zu können. Wie sollte alles Vieh eines einzelnen Bauers so gut organisirt seyn, daß davon kein Stück von der Seuche befallen werde? Haben die einzelnen Ställe in welchen das Vieh erhalten worden ist, etwa eine höhere Lage oder einen andern Boden, oder vielen Salpeter? Haben sie eine andere Zugluft, oder sind sie von einer sonderbaren Bauart? Sind sie erst kurz vor entstandener Seuche ausgeweißet oder sonst reinlicher gehalten worden? Haben die Eigenthümer ein Futter von andern Gegenden oder eine andere Fütterungsart als

ihre Nachbarn? Ist in den Brunnen viel Salpeter, oder hat das Wasser sonst eine sonderbare Eigenschaft?

Soepe etiam est olitor satis opportuna locutus.

Ruhe und Genügsamkeit!

Fünfter Brief.

Den 19. Wintermonats, 1796.

Lieber Freund!

— — — — Nec singula morbi
Corpora corripiunt, sed tota aestiva repente
Spemque gregis simul, cunctamque ab origine
gentem.

VIRG. Georg. III.

Ich soll Ihnen nun auch sagen, was ich von den Kurmitteln gegen die Seuche halte. Da Sie kein Arzt sind, so wage ich es, Ihnen meine Meynung aufrichtig zu entdecken.

Schmiede, Metzger, Bauern und sogar die alten Weiber glauben sich berechtiget, Kuren wider die Seuche anzugeben. Ein Metzger rieth einem Bauer, der noch eine einzige Kuh hatte, daß er von einem Ey das Weiße her=

herausnehmen, dasselbe mit Pfeffer und Safran füllen, und so der Kuh in den Rachen drücken solle, und es half. Ein anderer gab seinen 3 Kühen Honig, und sie überstanden die Krankheit. Wieder ein anderer verlobte eine wächserne Kuh, und gab einem Geistlichen 30 kr. für seine Andacht, und seine Kühe wurden mit der Seuche gar nicht befallen. Eine Gemeinde, die einen Kreuzgang seit einigen Jahren vernachläßigte, verlohr all ihr Vieh; die Nachbarn, welche klüger und gescheuter seyn wollten, verlobten einen neuen Kreuzgang, und ihr Vieh gieng auch zu Grunde, weil die Verlobniß, saget Meister Hans, zu spät gemachet worden ist.

Von den verschiedenen Kuren, die man in Bajern und in ganz Deutschland durch die Zeitungen uud den Druck häufig bekannt machte, will ich nichts sagen, weil sie ohnehin bekannt sind. Wenn ein und anders krankes Vieh, an dem man eine Kur vornahm, gesund wurde, so schrie man Wunder. Aber das Wunder geschah nicht durch die Arzeney, sondern aus

einem sonderbaren Zufall durch die Natur; denn die Erfahrung hat gar bald gezeiget, daß das angerühmte Mittel bey vielen andern Stücken und in andern Orten nichts geholfen habe. Wenn das Gift nicht zu häufig ist, und das Vieh nur durch die Nase und Maul einen stinkenden Schleim auswirft und schwürige Augen hat, so mag es die Krankheit mit und ohne Arzeney überstehen, weil die materia peccans durch äußere Theile ihren Ausgang genommen hat.

Ich ward anfangs sehr böse auf einige Bauern, die keine Kuren brauchten, sondern alles der Natur und dem Schicksal überließen. Da ich mich aber durch hundert Beyspiele überzeugte, daß diejenigen, welche die vorgeschriebenen Arzneyen, um sich ja nicht zu irren, in den Apotheken machen ließen, und dieselben mit größtem Fleiße anwanden, ihr Vieh ebenfalls, und manchmal noch schneller einbüßten; so mußte ich endlich zweifeln, ob das kranke Vieh durch innerliche Arzeneyen von der Seuche kurirt werden könne. Mein Zweifel ward

um

um so größer, da der Herr Bates, Wundarzt des königlichen Hauses in England, in den philosophischen Transactionen Nro. 358. S. 872. öffentlich gestehet, daß alle innerliche Kuren bey der Hornviehseuche in England vergeblich waren. Er untersuchte die Seuche mit vier Friedensrichtern mit unermüdetem Fleiße, und wand alle Kuren an, von denen er eine gute Wirkung hoffen zu können glaubte, aber alles war vergeblich. Zuletzt schickte man dem König noch ein Kurmittel aus Holland, das man für unfehlbar ausgab; aber auch dieses half so wenig als ein anders.

Eben dieß behauptet ein sehr gelehrter Mann in dem leipziger Intellienzblatt vom Jahre 1764. S. 42. und 51. Seine Gründe, die aus der Struktur des thierischen Körpers hergenommen sind, sind stark und überzeugend; und kommen ganz mit der Erfahrung, die man im Reiche und in Bajern bey der dermaligen Seuche gemacht hat, überein. Es hören, sagt er, alle Ructus und das Widerkäuen auf, sobald das Vieh, das 4 Mägen, nämlich den Wanst,

das Netzförmige oder den Magenzipfel, das Tausendfach, und den Fettmagen hat, an der Seuche krank ist. Alle Speisen, die das Vieh im Wanste und Tausendfach hat, bleiben stehen, und es wird nicht das Geringste verdauet. Bey der Eröffnung des Viehes zeiget sich der Wanst voll vom stinkenden Futter und Gauche. Das Tausendfach ist vollgestopft vom trockenen Futter, welches man in Stücke zerbrechen kann. Der Roden und das Gedärme sind schon ganz leer, und letztes voll Winde, roth und schwarz angelaufen. Da nun in den ersten zweyen Magen das Flüßige dem Trockenen aus Mangel des Widerkäuens nichts mittheilen kann, so hören die Verrichtungen, der vier Mägen ganz auf. Die Arzeneyen können also durch dieselben nicht in die Gedärme dringen, sondern bleiben schon im Wanste, als in einer stinkende Kloake liegen, wo man sie, wenn sie sonst kennbar sind, bey der Eröffnung allzeit wieder findet.

Es ist sich leicht einzubilden, daß nicht jeder Arzt ein so freymüthiges Geständniß wie Herr

Bates

Bates und der leipziger Gelehrte, machen will. Um also die Kunst nicht ganz verlohren zu geben, behauptet man, daß die innerlichen Arzeneyen doch im Anfange der Krankheit, und so lang das Vieh wiederkäuet, gute Wirkungen machen. Ich wünsch zum Besten der Menschheit, daß diese Behauptung gegründet sey. Allein tausendfälltige Erfahrung lehret, daß das Wiederkäuen aufhöre, ehe die Arzeneyen bey so verschlimmerten Umständen wirken können, und daß manchmal das Wiederkäuen, der Arzeney halber, nur desto eher aufhöre. Schon die Griechen und alten Römer bekannten, daß keine innerliche Arzeney wider die Seuche helfe.

Lucrez saget:

Nec requies erat ulla mali, de fossa jacebant
Corpora, mussabat tacito medicina timore
Nec ratio remedi, communis certa dabatur;
Nam quod alis dederat vitales aeris aurus,
Hoc aliis erat exitio, lethumque parabat.

Virgil

Virgil der selbst ein Arzt war, gestehet:

Praeterea jam nec mutari pabula refert, quaesitaeque nocent artes.

Georg III.

Der berühmte preußische Leibarzt Cothenius hoffte nur vom Eßig, Salpeter und Weinstein eine gute Wirkung, und hielt alle übrige Arzeneyen für schädlich; und es wurden dieselben in der preußischen Instruction vom 18 Jänner 1752, so gar verbothen. Leider! haben auch Eßig, Salpeter und Kampfer bey dem Viehe, das mit der Seuche schon behaftet war, der Erwartung nicht entsprochen.

Nun sind noch die äußerlichen Mittel übrig, von denen eine gute Wirkung zu hoffen wäre. Auch diese sind so häufig, daß man nicht weiß, wo man anfangen oder aufhören soll. Ein Bauer begrub unter der Stallthüre eine krepirte Kuh, und behauptete, daß dadurch die Uebrigen gesund erhalten würden. Der Einfall ist so närrisch, daß ihn die dummen Leute

für

für gescheut hielten. Herr von Benkendorf erzählet, daß ein Wirth einen Ochsen, der dem Tode schon nahe war, Abends aus dem Stalle gezogen habe, damit ihn der Schinder den folgenden Morgen gleich von der Miststätte wegfahren könne. Da es die ganze Nacht regnete, so stand der Ochs Morgens zum größten Erstaunen des Wirths gesund da. Diesem zufolge räth nun selbst ein und anderer Arzt, der die geheimen Wege der Natur erlauschet zu haben glaubet, daß man das kranke Vieh immer im Regen stehen lassen, oder schwemmen müsse. Ich kenne einen Arzt, der eine kranke Kuh mit kaltem Wasser überschütten ließ, und dadurch dem Leiden des Thieres ein schnelles Ende machte. Dagegen Andere, die vernünftiger denken, das kranke Vieh in warme Zimmer und Badstuben und in Pferdställe bringen lassen. Man reiniget mit Eßig und Salpeter das Maul und den Rachen vom Schleime, wozu ein Bauer in Sachsen, vermög des leipziger Intelligenz-Blattes 1764, S. 490. eine sehr gute Halsbürste erfunden, und damit sein Vieh gerettet hat.

Man brauchet Eingeweide von Fischen, Theer, Zwiebel und die Kristwurzel. Man bemühet sich durch äußere Wärme den Schweiß und die Ausdünstung zu befördern, bedecket und reibet das Vieh mit Strohwischen; und giebt dem Viehe, das ohnehin wenig Appetit hat, selbst das nicht, was es fressen will, sondern reichet ihm nur ein Getränk mit Kleyen. Einige rathen, das kranke Vieh auf grüne Wiesen zu führen, um zu sehen, was es sich für Kräuter aussuche, welche man hernach in andern Orten sammeln und dem Viehe vorlegen soll. Ich sah zu, und sah, daß sich das Vieh keine Kräuter aussuchte.

Man giebt auch den Rath, daß man das kranke Vieh sogleich aus dem Stalle bringen soll, damit das übrige nicht angestecket werde. Wenn mit dem kranken Viehe auch alle Ansteckung aus dem Stalle käme, so möchte dieß wohl gut seyn. Allein wenn die Krankheit schon wirklich ausgebrochen ist, so darf man sicher glauben, daß der Stall selbst schon angesteckt sey. Es ist also weit besser, das gesunde,

sunde, oder noch gesund scheinende Vieh aus dem Stalle weg zu thun, und in Pferd- und Schaafställe oder in die Schupfen zu stellen, oder nach Beschaffenheit der Witterung in kleinen Haufen unter freyem Himmel zu lassen. Der Dokter Bates behauptet, daß die Engländer, die dergleichen kleine Haufen machten, ihr meistes Vieh gerettet haben, und daß dieses das einzige Mittel war, der Seuche Schranken zu setzen. Durch Zufall ist manchmal in einem kleinen Haufen kein angestecktes Stück, wenn die Absonderung bey Zeiten geschieht. Wenigst wird das Gift bey wenigen Stücken nie so wüthend und tödtend seyn als bey vielen, bey welchen sich das Gift durch die Anhäufung der Dünste weit mehr verstärket, weil selbst die Dünste des noch gesunden Viehes Giftartig werden.

Bey so bösartigen Seuchen wie die dermalige ist, ist auch von äußeren Mitteln im Allgemeinen nicht viel Gutes zu hoffen, wie leider! die Erfahrung gelehret hat. Die Präservativmittel sind also in jeden Falle immer

die besten und sichersten; doch muß man mit denselben nicht erst anfangen, wenn die Seuche schon im Anzuge ist. Eßig, Salpeter und Salz bewahren das Fleisch vor der Fäulung; wenn aber dasselbe schon faulartig ist, so dienen sie zu nichts; wie es selbst den Wirthinnen, die gern einen Braten länger bewahren, bekannt ist. Daß Salz ist den moosigten Gegenden, nebst der übrigen Reinlichkeit des Futters und Wassers so nothwendig, daß man es zu allen Zeiten gebrauchen soll.

Nach meiner Meynung ist das Löschen des Kalkes im Stalle, wie ich es im dritten Briefe beschrieben habe, in gefährlichen Zeiten ein vortrefliches Präservativmittel. Da mir heuer im größten Kriegsgetümmel bey meiner gepachteten Wirthschaft in meiner Abwesenheit 49 Stücke Vieh zu Grunde giengen, so brachte ich, nach gelöschtem Kalk neues Vieh in den Stall, welches gesund blieb, ohngeachtet bey meinen nächsten Nachbarn noch immer Vieh krepirte. Ist die Gefahr groß, so kann das Löschen des Kalkes und das Ausweisen alle acht Tage wie-

derholet werden. Es versteht sich aber von selbst, daß auch das Futter und Wasser, die Wärme und der Grand rein seyn, und das Vieh sehr fleißig getränket und wohl gepfleget, auch Salz gegeben werden müße.

Wenn jemals die Policey aufmerksam und thätig seyn soll; so ist dieß vorzüglich bey der Entstehung einer Seuche nothwendig. Da helfen keine kleine Anstalten als Beschreibungen und Visitationen des Viehes. Die Seuche hat einen weit schnellern Gang, und wirket ganz anders, als man sich, die Feder in der Hand, einbildet. Es ist unvermeidlich, daß nicht ein Bauer, wenn er will, ein krankes Stück Vieh verheimlichen. Und wenn heut alles Vieh in der ganzen Nachbarschaft für gesund gehalten und verprotokollirt wird, so mag der Schinder in acht Tagen schon hundert Stücke begraben haben. Ein verständiger Vieharzt kann zu solchen Visitationen nie rathen, denn sie nützen nichts, und sind nebenbey sehr gefährlich. In manchem Dorfe bleibt das Vieh von zwey oder drey Bauern oder Kleinhäuslern gesund, wäh-

 rend

rend all Uebriges angestecket ist, und zu Grunde gehet. Wie kann man von einem Bauer, der sein Vieh zu retten hoffet, verlangen, daß er sein Vieh den Visitatoren die gerades Weges von dem kranken Vieh seines Nachbars kommen, Stück für Stück vorweise? Wer steht ihm gut, daß die Visitatoren keine giftige Dünste in ihren Kleidern haben und nicht sein gesundes Vieh anstecken? Wir haben Beyspiele, daß mancher Landmann lieber die härtesten Leibesstrafen leiden, als sein gesundes Vieh untersuchen lassen wollte. Und was heißt diese Visitation, oder was hat sie für einen Zweck? Kein Visitator, und wenn er auch ein Vieharzt ist, kann kennen, ob das Vieh gesund sey; oder das Uebel schon im Leibe habe. Oft ist das Vieh, das am gesündesten und frischesten aussieht, das erste, das von der Seuche befallen wird.

Will man das kranke Vieh aufsuchen und in besondere Ställe bringen, so müßten die Visitationen täglich wiederholet werden, und auf solche Art wird eben durch die Visitation, wel-

che immer vom kranken zum gesunden, und vom gesunden zum kranken Viehe kömmt, die Seuche noch mehr verbreitet. Eben dieß geschieht, wenn man die kranken Stücke aus den Ställen der Eigenthümer wegführet und sie in besondere Krankenställe bringt; besonders in Städten, Märkten und großen Dörfern. Denn wenn man das kranke Vieh allenthalben bey den Häusern und Ställen vorbey führet, so muß sich die Ansteckung vergrößern. Und was hilft diese Absonderung des kranken Viehes? die Ställe bleiben ja deß ohngeachtet angestecket. Der Krankenstall wird gar bald zu klein, und da weiß man sich nicht mehr zu rathen und zu helfen. Das Ende dieser mit großem Lärmen und Eifer angefangenen Policeyanstalt besteht gemeiniglich in dem, daß man gar nichts mehr thue. Ich sah manches Stück Vieh eines armen Mannes mit Gewalt in den Krankenstall führen, das nicht mit der Seuche, sondern mit einer andern unbedeutenden Krankheit behaftet, und in wenigen Stunden wieder gesund war. Allein der Eigenthümer getraute sich dasselbe nicht mehr

in seinen Stall zurück zu bringen, weil er besorgen mußte, daß es im Krankenstalle mit der Seuche angestecket worden sey. Es ist immer besser, man lasse das angesteckte Vieh im Stalle oder in einem verborgenen Winkel krepiren, als daß man es überall hin- und herführe. Das Gesunde allein trachte man durch die Absonderung und Präservativmittel zu retten, das kranke ist ohnehin so viel als verlohren.

Das einzige Policeymittel wider die Verbreitung der Seuche ist die Sperrung des Orts wo sie entstanden ist. Wir haben davon in den preußischen und sächsischen Staaten die vortreflichsten Verordnungen. Die Seuche ist eine Feuersbrunst, welche alles verzehret, wenn ihr nicht gleich anfangs Einhalt geschieht. Mit den Unkosten, welche weitläufige und unwirksame Policeyanstalten verursachen, könnte man die wenigen Unglücklichen, bey welchen die Seuche entsteht, entschädigen; und man hätte alsdann

nicht

nicht mehr zu besorgen, daß dieses Uebel verheimlichet würde.

Einige Aerzte haben behauptet, daß durch den Genuß des Fleisches vom kranken Viehe unter den Menschen Krankheiten entstehen. Sie führten Beyspiele und Beweise an, die heutiges Tages fleißig nachgeschrieben werden. Ich gestehe aufrichtig, daß ich hievon nichts verstehe; doch wünschte ich zum Besten der Menschheit, daß man das Fleisch vom kranken Viehe, das in den ersten Tagen der Krankheit geschlachtet wird, ohne Schaden genießen könnte. Der Verlust wäre auf solche Art für den Staat und den Landmann bey weitem nicht so groß, und eben dieß wäre ein Mittel, daß sich die Seuche nicht so weit verbreitete. Denn der Eigenthümer würde von dem kranken Vieh so viel schlachten und verkaufen als ihm möglich wäre. Dürfte aber das Fleisch von solchem Viehe nicht gegessen werden, so läßt man es stehen bis es gar krepirt, weil man die Hofnung hat, daß

ein und anderes Stück die Seuche überstehe. Erst in den letzten Tagen der Krankheit hauchet das Vieh häufiges Gift aus, und seine Dünste sind weit ansteckender als zuvor. Die Massa des Gifts wird also weit stärker wenn viel Vieh krepirt. Auf solche Art ist auch der Schinder mit dem Fahren und vergraben des Viehes weit mehr beschäftiget, wodurch sich die Gefahr der Ansteckung vermehret.

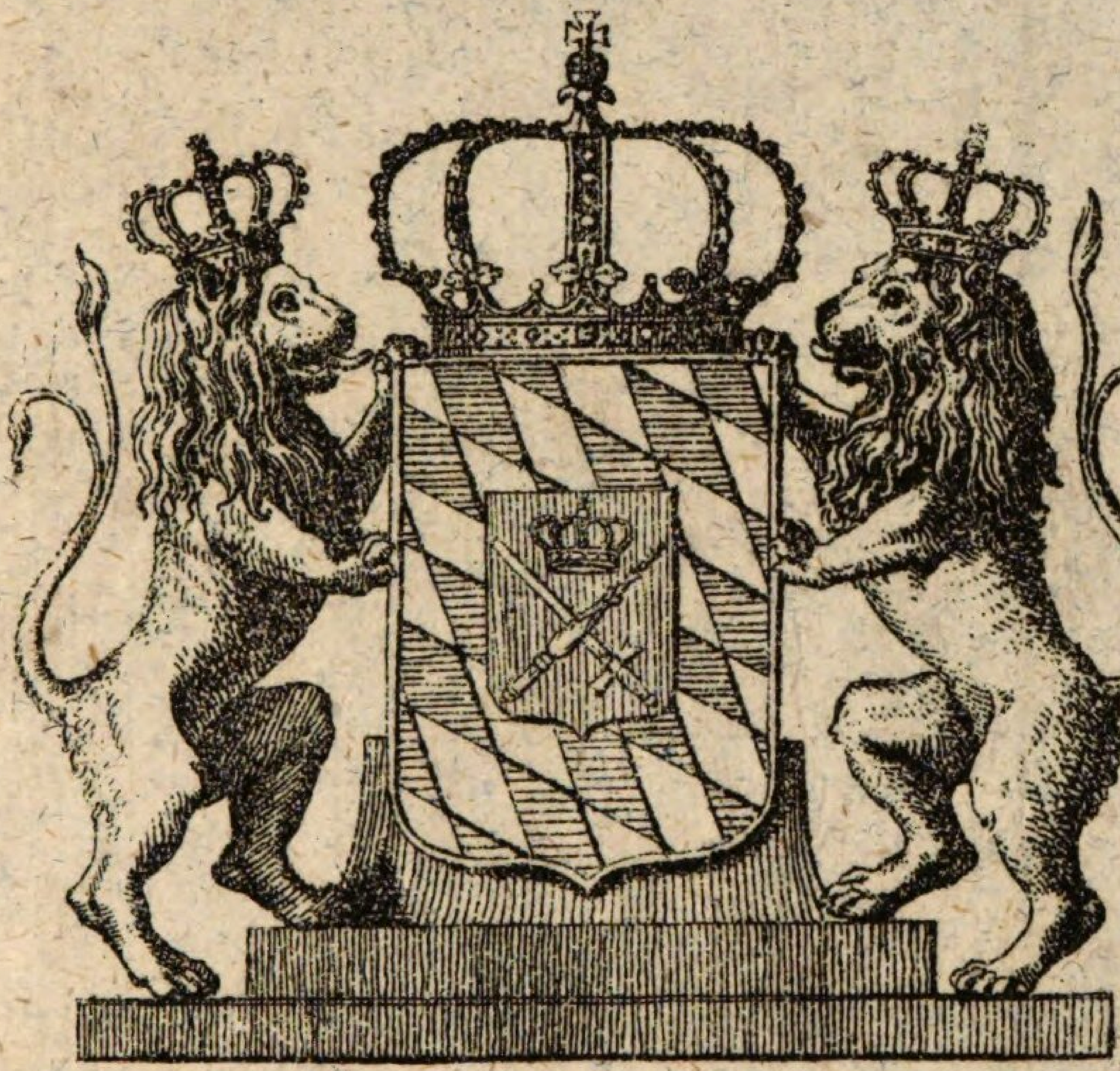
Es wird sich nun bald zeigen, ob die Herren, die, um sich ein gelehrtes Ansehen zu geben, überall Unglück wittern, Recht haben. Es ist nun schon ein ganzes Jahr verflossen, seitdem viele tausend Menschen in Bajern fast immer Fleisch von kranken Viehe, sogar von solchem, das dem Tode ganz nahe war, essen; und doch höret man wenigst in unsrer Gegend noch nichts von Krankheiten die dadurch entstanden wären. Wenn die Theurung nicht zu sehr steiget wie in den drey Hungersjahren 1770, 1771 und 1772, und die armen Leute

an dem nothwendigen Unterhalte keinen schweren Mangel leiden; wenn der verwüstende Krieg unser Elend nicht noch vergrößert; so möchten wir uns noch immer mit der Hofnung einer bessern Zukunft trösten können. In den Händen der Herrscher liegt nun unser Schicksal. Ruhe und Frieden!

Riserunt faciles, et tribuere Dii.

an dem nothwendigen Unterhalte keinen schmerzten Mangel leidet; wenn der verwünschte Krieg unser Elend nicht noch vergrößert; so möchten wir uns noch immer mit der Hoffnung einer bessern Zukunft trösten können. In den Händen der Herrscher liegt nun unser Schicksal. Ruhe und Frieden!

Riferunt faciles, et tribuere Dii.



KÖNIGLICH BAIERISHE HOF-
UND CENTRAL-BIBLIOTHEK.